

mann in sehr fein abgerundeter und ausgewogener Form die besonderen Zusammenhänge zwischen *Rasse, Volk und Dichtung*. Seine Ausführungen über die Geburt der Dichtung und das Herauswachsen des Genies aus der Volkheit, und die lebengestaltende und gemeinschaftbildende Kraft der Dichtung, stehen unter dem Wort Naabes: »Nur diejenigen Kunstwerke haben Anspruch auf Dauer, in denen sich die Nation widerspiegelt«.

Am Schluß dieses Berichtes muß ich feststellen, daß nicht annähernd alles Berichtenswertes berichtet werden konnte. Wo bleibt unser Singen und Lesen; — die Nachmittagswanderung zur »Hohen Düne« und zum »Tal des Schweigens«, das so unheimlich »spricht« von dem, was einst hier war, — Dorf und Wald und Menschenwerk — ehe der Flugsand alles verwehte und begrub; — unsere Flautenfahrt auf dem flachen, breiten Kurenkahn mit schweren Segeln und kunstvoll geschnitztem buntem Wimpel, über das im

letzten Abendschein in unendlichen Farben leuchtende und strahlende, und langsam silbergrau verdämmernde Daff. — Ein eigener Bericht wäre zu schreiben über die Menschen hier oben, die Fischer, die mit ihren unbeholfenen primitiven Rattern der See das tägliche Brot abringen müssen, und durch ihr hartes gefährvolles Leben stärker und schlichter, »einfältiger« und klaräugiger sind als die Festlandmenschen; über das tiefwurzelnde deutsche Volkstum, das die Schwere des Wortes Grenze kennt und lebt, und das einen lebendigen Wall bildet, ohne den unser Vaterland nicht bestehen kann. — Ein Sonderbericht hätte schließlich zu gelten der Kameradschaft. Aber wenn dieses Wort auch bis jetzt nicht ausgesprochen worden ist, so schwingt es doch von der ersten bis zur letzten Zeile zwischen und über den Worten mit — wie es auch, ohne viel Redens, vom ersten bis zum letzten Tag über der ganzen Arbeitswoche stand, und erlebt und erfüllt wurde.

Lotteliese v. Dielmcrone.

Die Zeitschriften der deutschen Schweiz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (1694—1798)

Unter den vielen Neuerscheinungen, die auf dem Gebiete der Zeitungswissenschaft und Publizistik in letzter Zeit herausgekommen sind, verdient eine Untersuchung*) an dieser Stelle besonders angezeigt zu werden und zwar nicht nur, weil sie einen Buchhändler zum Verfasser hat, sondern auch durch ihren Inhalt über das rein Zeitschriftenkundliche hinaus Anteilnahme rechtfertigt. Für die Stellung der Schweiz im 18. Jahrhundert als Vorort des deutschen Geisteslebens bieten die periodischen Veröffentlichungen zahlreiche Anknüpfungspunkte.

Im Grundsätzlichen verfolgt Lang zwei Aufgaben, einerseits die Zeitschriften der deutschen Schweiz bis 1798 in ihrer Gesamtheit bibliographisch zu erfassen, andererseits innerhalb eines umgrenzten Raumes und einer bestimmten Zeit gewisse Grundfragen der Publizistik zu erörtern und zwar Fragen, die um die Zeitschrift kreisen.

Um ein allgemeines Urteil vorwegzunehmen: der Verfasser hat seinen Plan mit anerkanntem Fleiß durchgeführt. Sowohl die Bestandsaufnahme der erschienenen Periodika wie auch deren publizistische Zusammenhänge und Eigenheiten vermitteln ein ausgezeichnetes geschlossenes Bild.

Die Arbeit selbst ist in zwei Hauptabschnitte gegliedert: einen analytischen und einen synthetischen Teil. In der Einleitung beschäftigt sich der Verfasser mit dem Zweck seiner Veröffentlichung sowie der Begriffsbestimmung der »Zeitschrift« und entwickelt die geschichtlichen und kulturellen Zustände der Schweiz, soweit sie für das Verständnis der Zeitschriften des 18. Jahrhunderts notwendig sind. Drei reformierte Städte — Zürich, Bern und Basel — boten den günstigsten Boden für die Entwicklung der periodischen Presseerzeugnisse, deren Inhalt von den bestehenden Zensurvorschriften weitgehend abhängig war. Daß die Zeitung als zweite Form regelmäßig wiederkehrender Druckschriften auch für das behandelte Thema von Wichtigkeit gewesen ist, belegt ein Kapitel »das Zeitungswesen bis zur Helvetik«. In kurzem Abriss wird ferner der Werdegang des schweizer Buchhandels als Zweig des deutschen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts dargestellt. Schließlich finden die »Neujahrsblätter« als besondere Erscheinungsform publizistischer Arbeit Erwähnung.

Den umfangreichsten Abschnitt der Arbeit bildet die Bibliographie der Zeitschriften der deutschen Schweiz bis 1797, in der unter Berücksichtigung der politischen, wissenschaftlichen, unterhalten- und literarischen Motive 98 periodische Veröffentlichungen mit bibliographischen und publizistischen Merkmalen zusammengefaßt sind. Angaben über den ehemaligen Preis, den Nachweis (auf Grund von Kirchner's Bibliographie der deutschen Zeitschriften und Brandstetter's Bibliographie der Gesellschaftschriften, Zeitungen und Kalender in der Schweiz) und Standort ergänzen das Schema der Aufzählung. Jede Zeitschriftengattung wird in ihren charakteristischen Eigenheiten und publizistischen Voraussetzungen erörtert, jede Zeitschrift durch Bemerkungen über Inhalt, Herausgeber, zeitlichen Ablauf oder die sie tragenden Ideen erläutert. In einer systematischen Betrachtung geht dann Lang den typischen Merkmalen, die die Gesamtheit der behandelten Zeitschriften auszeichnen, nach. Dem schließen sich herausgebertechnische Bezeichnungen und Kapitel über den Typus »Journalist«, die Stellung der Buchbesprechung in den erfaßten Veröffentlichungen, die Zeitschrift als geschäftliche Unternehmung und die Unterschiedlichkeit von Zeitschrift, Zeitung und Buch an.

*) Lang, Carl Ludwig: Die Zeitschriften der deutschen Schweiz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (1694—1798). Leipzig: Otto Harrassowitz, 1939. VIII, 175 S. RM 6.—.

Der synthetische Teil der Schrift bringt eine Geschichte der Zeitschrift in der deutschen Schweiz bis 1798 und damit eine erstmalige zusammenhängende Darstellung dieses Gegenstandes. Lang beschließt seine Ausführungen mit einem Anhang von 42 titelmäßig aufgezählten Veröffentlichungen, die auf Grund seiner Untersuchungsmethode und im Gegensatz zu anderen Fachleuten als Zeitschriften abgelehnt werden.

Das Ergebnis und, wir können hinzufügen, der Wert der Arbeit beruht — wie schon eingangs erwähnt — in der bibliographischen Zusammenstellung und Beschreibung eines Zeitschriftenmaterials, das einen auch für Deutschland einflussreichen Kulturabschnitt belegt. Langs eingehende Untersuchung ermöglicht außerdem für ein Teilgebiet eine Berichtigung und Erweiterung der 1931 erschienenen Zeitschriftenbibliographie von Joachim Kirchner. Nicht zuletzt aber erfüllt sie würdig den vom Verfasser im Vorwort ausgesprochenen Wunsch, ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Schweiz im 18. Jahrhundert zu sein. Lang hat sich seiner Aufgabe mit einer auch im kleinen vorbildlichen Sorgfalt entledigt. Seine Schrift ist nicht nur eine Bereicherung des Schrifttums über das Zeitschriftenwesen im allgemeinen, sondern auch — und hier ist in erster Linie an den Antiquar gedacht — für den wissenschaftlichen Buchhändler von praktischem Nutzen.

Bernhard Wendt

Deutsche Schreibung für japanische Namen

In der vom Japaninstitut Berlin und vom Japanisch-Deutschen Kultur-Institut Tokio herausgegebenen japanologischen Zeitschrift »Nippon« unternimmt Rolf Henkl, der deutsche Universitätslehrer in Tokio, einen Versuch zur Transkription des Japanischen nach den Grundsätzen der deutschen Lautschrift. Er wehrt sich mit Recht dagegen, daß wir japanische Namen meist nach der englischen Phonetik schreiben, sodaß sie von dem deutschen Leser dann falsch ausgesprochen werden. Die Japaner sollen, so meint Henkl, die lateinischen Buchstaben zur Aufzeichnung ihrer eigenen Sprache nach ihrem eigenen phonetischen System verwenden. Aber wenn deutsche Autoren japanische Worte schreiben wollen, so sollten sie sich an ihr eigenes Lautschriftsystem halten, da das offizielle japanische der europäischen Öffentlichkeit nicht bekannt ist und es auch kaum bald werden dürfte. Daß wir eine Schreibweise der japanischen Namen übernehmen, die amerikanische Missionare in Japan auf Grund englischer Phonetik erfunden und auf englische Studien eingestellte Japaner nachgemacht haben, tut uns nicht gut. Als Beispiel dafür, wozu das führt, nennt Henkl den Namen der größten Handelsstadt Chinas auf den Briefköpfen: Der Engländer schreibt Shanghai, der Franzose Changhai, der Italiener Ciangai. Und wie schreibt der Deutsche im deutschen Brief? Meist Shanghai!, also englisch, wo doch Schanghai das einzig naturgemäße wäre. Zum Schluß gibt Henkl einige Beispiele für die deutsche Schreibung japanischer Namen, die zeigen, daß danach der Durchschnittsdeutsche tatsächlich diese Namen einigermaßen richtig aussprechen würde: Tōkiō, Kiōto, Sendei, Fudschijama, Schitoku, Kiutschiu, Kuroschio, Nikkō, Hideojōshi, Ciutschu, Tschōffen, Karuisawa, Sapporo, Mischima, Unsen, Seitama, Hatschiodschu, Tojooka, Niigata. Er bemerkt dazu: Es versteht sich von selbst, daß die deutsche Umschrift nicht so sehr dazu bestimmt ist, größere japanische Texte wiederzugeben, sondern dazu, der Verwirrung in der Schreibung japanischer Namen und vereinzelter Worte in deutschen Büchern, Texten, Landkarten usw. abzuwehren und die Terminologie einheitlich zu gestalten, wodurch auch ihre Lesbarkeit für das Lesepublikum erhöht würde.